

Der Geldschein

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 5

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Geldschein

Erzählung von Gustav Renker

Als ich meinen jung verheirateten Bergkamerad Rudi zum erstenmal besuchte, zeigte er mir voll Stolz sein nagelneues Heim. Alles sehr geschmackvoll, kultiviert, an den Wänden gute Bilder — nur über seinem Schreibtisch hing in einem schmalen braunen Rahmen eine Fünfernote. Eine hunds-gemeine Fünfernote!

Rudi merkte mein Erstaunen. «Der bescheidene Stifter meiner glücklichen Ehe!» zeigte er darauf.

«Ich denke, du kennst Ines schon seit deiner Gymnasialzeit? Sie war sozusagen dein Schatz.»

«Stimmt! Aber zusammengebracht hat uns diese Fünffrankenote. Und da ich sehe, dass du diese fröhliche Geschichte hören willst — bitte!» Er wies mir den Platz an einem blitzblanken Rauchtischlein in einem sybaritisch weichen Polsterstuhl, stellte die übliche Auswahl — Kirsch, Wermut, Cognac und Zigaretten — auf und begann zu erzählen:

«Dass ich als Sohn bescheidener Eltern mit Taschengeld nie sehr gesegnet war, daran wirst du dich noch erinnern. Ebenso an die Existenz von Onkel Theobald. Nein? Er war ein vermöglicher Weinhändler und hatte mich recht gerne. Ich half ihm oft in seinen Rebärten, und er liess sich darnach nie lumpen. Einmal nun — wir hatten die wenig appetitliche Arbeit des Bespritzens mit Arsenkupferkalkbrühe hinter uns — zeigte sich Onkel Theobald besonders splendid: eine Fünfernote wanderte von seiner Hand in die meine. Und aus meiner — nein, nicht in ein Portemonnaie, denn dieser Luxus war mir fremd. Aber auch meine mit allerlei Plunder angefüllte Rocktaschen schienen mir als Safe für meinen Schatz zu unsicher. Und ein Schatz, der mir einen heissersehnten Wunsch erfüllen sollte, war es wirklich in meinen Augen. Am kommenden Sonntag stand das Fussball-Länderspiel Schweiz — Deutschland bevor. Sportverrückt war ich damals schon, aber für die Eintrittskarte fehlte mir das nötige Kleingeld. Nun hatte ich den Schlüssel zum Paradies, das für einen fünfzehnjährigen Fussballfanatiker das Stadion bedeutete. Und um den Geldschein ja nicht zu verlieren, steckte ich ihn in den Schulatlas, Seite

Schweiz. Der Himmel voller Geigen, besser gesagt voller Goals, Kopfstösse und andern Finessen des edlen Spiels, pilgerte ich aus Onkels Rebgarten zum Nachmittagsunterricht.

Du entsinnst dich noch des Geographielehrers Rötlisberger? Er hielt den Kopf immer etwas nach rechts auf die Achsel geneigt und hatte davon den Uebnernamen Dachrinneninspektor. Sehr beliebt war er nicht ... bitte, unterbrich mich nicht! Du möchtest mein heute wesentlich verändertes Verhältnis zu ihm erwähnen. Warte ab, wie sich die Dinge entwickeln!

In jener Geographiestunde also befahl der Rötlisberger plötzlich und ohne erläuternde Einleitung dem Primus: «Sander, sammeln Sie sämtliche der Schule gehörenden Atlanten ein!» Als minderbemittelter Schüler hatte ich ein dem Gymnasium gehörendes Atlantenbuch zur leihweisen Benützung. Und damals war soeben ein neuer, den verschiedenen politischen Umwälzungen entsprechender Atlas herausgekommen, der an Stelle des alten verteilt werden sollte.

Ich aber, ich Unglückswurm, hatte ganz vergessen, dass sich in meinem Atlas die Fünfernote Onkel Theobalds befand. Ahnungslos gab ich Sander das Buch, und während der nun folgenden Schulstunden dachte ich nicht an meinen Schatz.

Auf dem Heimweg — da aber erstarrte mir das Blut in den Adern. Mein Kapital, mein Vermögen — im Atlas! Verloren, nicht weniger verloren als wenn es in der tiefsten Schlucht des wirklichen Atlas ruhen würde. Ich überlegte: wo mochten die eingesammelten Bücher sein? Nirgends anderswo als beim Dachrinneninspektor daheim. Sie fielen in sein Ressort, er hatte sie zu registrieren, den Umtausch mit der Neuauflage zu regeln. Dass er dabei nicht jedes Exemplar Seite für Seite durchblättern würde, war klar. Mein Geldschein würde das Schicksal der ganzen veralteten Bücher teilen: eingestampft werden! Zum Lehrer gehen, ihn bitten — nein, undenkbar! Ich sah im Geist seine kühlen, dunklen Augen hinter den scharfen Brillengläsern, hörte seine beissenden Spottworte.

Und trotzdem — wie es den Verbrecher an den Ort des Verbrechens zieht, so zog es mich dort-

hin, wo mein hartverdienter Fünfer zwischen Landkarten versteckt ruhte. Zum Hause des Lehrers! Er wohnte am Blumenweg, der seinen Namen zu recht trug. Vor jedem der netten Einfamilienhäuser befand sich ein Vorgärtlein, das je nach Geschmack seines Besitzers mehr oder weniger Blumenschmuck aufwies. Das Heim des Dachrinneninspektors war damit besonders geeignet, und inmitten der bunten Pracht, im Schatten eines hohen Fliederbusches, sass ein Mägdlein und las in einem Buche. Ein holdselig Mägdlein, so süß, dass es gar nicht in die Behausung des grimmigen Schulwolfs passte. An die dreizehn Jahre mochte es zählen, und seine braunen Haare waren auf dem Köpfchen zu einem Kranz gewunden.

Ich stand am Zaun, starrte das Mädchen an und — ich muss gestehen — die Fünfernote verblasste vor so viel Lieblichkeit. Endlich schien sie meine Blicke zu spüren, sah auf und erkannte mich an meiner Mütze als Schüler des Gymnasiums. Trotz dieser an sich nüchternen Feststellung errötete sie, und die Flamme ihres Gesichtes schlug auf mein Herz über.

«Wollen Sie zu meinem Vater?» fragte sie dann beherrscht.

«Ja — nein — eigentlich . . .», ich weiss nicht, was ich Blödes zusammengestottert hatte.

«Er ist nicht daheim. Vor Abend kommt er kaum zurück.»

«Ach so — das ist fein — pardon, schade wollte ich sagen.»

Nun stand sie auf und trat zum Zaun: «Sie sind so aufgeregt — soll ich Vater etwas ausrichten?»

Ich weiss nicht, wie es kam — aber die Worte klangen so warm, dass meine ganze Angst und Verzweiflung dahinschmolz. Irgendwie fühlte ich, dass ich mich der Kleinen anvertrauen könne. Wie ein Sturzbach brach es aus mir, alles erzählte ich — das heisst, ich war eigentlich noch gar nicht fertig mit meiner Jeremiade, da hatte sie schon begriffen, um was es sich handelte.

«Das ist doch keine grosse Sache», meinte sie mit einer für ihr Alter komischen Ueberlegenheit. «Mutter ist auch mit Vater ausgegangen — warten Sie, ich werde sofort suchen. Die Atlanten liegen auf dem Schreibtisch, das weiss ich.»

Sie huschte ins Haus und — keine drei Minuten waren vergangen, da kam sie schon wieder und schwenkte triumphierend die Banknote.

Damit wäre eigentlich alles erledigt gewesen, wenn nicht, ja wenn wir nicht plaudernd noch eine gute Viertelstunde am Zaun gestanden wären. Als ich endlich Abschied nahm, war ich verliebt, zum erstenmal verliebt. Die Fünfernote war mir ein Heiligtum geworden. Nicht daran zu denken, diese einem kaltherzigen Kassier auszuliefern. Heroisch wie Achilles verzichtete ich auf das Länderspiel und, während sie sich im Stadion gegenseitig den Ball an die Köpfe schmissen, wandelte ich mit Ines durch die Auen. Das hatten wir nämlich am Zaun vereinbart. Und deshalb hängt hier . . .»

«Die Fünfernote des guten Onkels Theobald», glaubte ich die Geschichte abschliessen zu müssen.

«Nein, eben nicht! Das ist die Pointe. Diese Note ist nicht jene, die ich mir im Rebberg verdient hatte. Erst viel später hat Ines mir das gestanden. Ich hatte ihr so leid getan, sie wollte mich nicht lange in Ungewissheit warten lassen. Deshalb hatte sie rasch eine Fünfernote aus ihrem Sparkässlein geholt und mir gebracht. Erst später, nachdem ich in etwas angetrunkenem Zustand — ich meine natürlich liebestrunken — davongegangen war, hatte sie die Atlanten untersucht und in einem derselben tatsächlich den Geldschein gefunden. So bin ich zu meiner Frau gekommen . . .»

«Und zum Dachrinneninspektor als Schwiegervater. Ein Unglück kommt eben selten allein», grinste ich. «Und du», schloss er tragisch wie Hamlet vor dem Totenkopf, «bist ein durchaus roher Mensch und verdienst nicht, dass ich dir diese wunderschöne Geschichte erzählt habe.»

Womit er wahrscheinlich recht hatte.

